



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

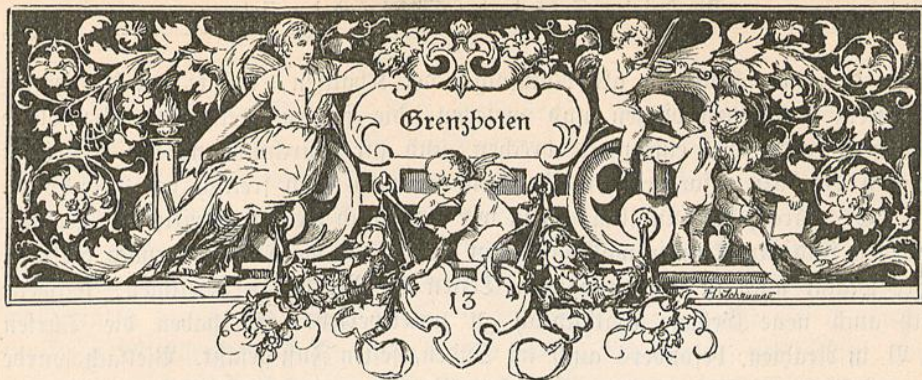
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Socin, A.: Die sozialen Zustände der Türkei und der Islam

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die sozialen Zustände der Türkei und der Islam

Von A. Socin



ngesichts der Thatsache, daß der Gegensatz zwischen Christen und Muslimen neuerdings zu den bekannten Mordszenen geführt hat, wird vielfach darüber gestritten, welche Partei an diesem Ausbruch des Fanatismus die Hauptschuld trage. Derartige Ereignisse müssen tiefer liegende Ursachen haben; da die politische Frage dabei allzu stark betont wird, ist es angebracht, sie einmal zurücktreten zu lassen und mehr den sozialen und religiösen Gegensatz einer Betrachtung zu unterziehen. Ich räume zwar ein, daß eine richtige Politik der Türkei gegenüber, namentlich was die Stellung der Mächte zu ihr betrifft, in unsrer Zeit von hervorragender Bedeutung ist. Da gilt vor allem das Lösungswort, den Zusammenbruch der Türkei und eine etwaige Teilung um jeden Preis von der Gegenwart abzuwälzen. Infolge des Grundsatzes, daß eine Einmischung in die innern Angelegenheiten dieses Reichs unter allen Umständen vermieden werden müsse, versteigen sich die Diplomaten aber auch so weit, an die Lebensfähigkeit der Türkei zu glauben, und die Tagespresse folgt ihnen blindlings, da sie die einschlägigen Fragen nicht vom allgemein menschlichen und sittlichen Standpunkt, sondern nur von dem der hohen Politik oder der Finanz zu betrachten geneigt ist. Die Diplomaten aber begnügen sich damit, gelegentlich einzeln — wie schwer war es, in der Dardanellenfrage eine Einstimmigkeit zu erzielen! — einigen türkischen Staatsmännern gute Ratschläge zu erteilen. Auch die bedeutendern Schritte, die der Türkei gegenüber gethan worden sind, indem man sie drängte, den berühmten Hatti Scherif von Gülchane 1839 und nach dem Krimkriege den Hatti Humajun mit zahlreichen Verheißungen von Reformen zu erlassen (man vergleiche darüber G. Rosen, Geschichte der Türkei, Leipzig, 1867), haben nur teilweise Erfolg gehabt. Es ist das durchaus natür-

lich; denn der Sultan, als Nachfolger der Kalifen, konnte mit den hergebrachten Staatsgrundsätzen und -gesetzen, die ja auf religiöser Grundlage beruhen, nicht mit einemmale brechen, und zur Durchführung der Reformen fehlten die dazu erforderlichen Beamten, teilweise auch freilich der gute Wille.

Es wäre jedoch unbillig, wenn wir nicht auch die Fortschritte, die gemacht worden sind, anerkennen wollten. Vor allem hat die Türkei darnach gestrebt, ihre Macht auch in den entlegnern Teilen des Reichs zu befestigen, teilweise sich auch neue Gebiete thatsächlich zu unterwerfen. So haben die Türken z. B. in Arabien, besonders auch im Süden, festen Fuß gefaßt. Vielsach wurde der türkische Einfluß in den asiatischen Provinzen auf Landstriche ausgedehnt, die bisher beinahe ganz unabhängig gewesen waren. Auch die Verwaltung und die Justiz wurden verbessert. Natürlich bekamen diese Zentralisationsbestrebungen auch die nichtmuslimischen Unterthanen zu spüren, deren Kirchenvorstände bisher oft auch weltliche Befugnisse und Rechte, ja sogar die Rechtssprechung gehabt hatten. Wie überall, wo eine Zentralisation durchgeführt wird, wurden auch hier Sonderinteressen geschädigt; freilich konnte die Frage aufgeworfen werden, ob mit den Neuerungen auch immer wirkliche Verbesserungen verknüpft waren.

Die Völker, die die Unterthanen des Sultans bilden, sind in Bezug auf Charakter, Anschauungen und Sitten zu verschieden, als daß es gelingen könnte, sie in kürzester Frist unter einen Hut zu bringen. Vor allem sind unter ihnen drei gänzlich verschiedene Völkerstämme vertreten; erstens die Türken, zweitens Indogermanen: Griechen, Kurden, Armenier, drittens Semiten, d. h. Araber und Aramäer, letztere die Reste der vorislamischen Bevölkerung Syriens und der Tigris- und Euphratländer. Die Türken und die Kurden sind sämtlich Mohammedaner, ebenso größtenteils die Araber; die Griechen und die Armenier und Aramäer dagegen Christen. Eine auch nur einigermaßen zuverlässige Statistik der Völkerstämme und Religionsgemeinschaften des türkischen Reichs giebt es freilich nicht. Im 42. Bande von Petermanns Mitteilungen (1896, I) ist der Versuch einer Statistik der armenischen Bevölkerung auf Grund der besten Angaben gemacht; darnach würden in den Provinzen, in denen die Armenier am zahlreichsten sind, 726750 Armenier neben 3619625 Muslimen und 283000 andern Christen wohnen; nach der Ansicht des Verfassers jenes Aufsatzes würde etwa ein Aufschlag von 25 Prozent dazu kommen. Auch ist dort der Nachweis versucht, daß selbst in den wichtigsten von Armeniern besetzten Bezirken diese bloß ein Viertel der Bevölkerung ausmachen.

Es steht außer Frage, daß, abgesehen vielleicht von gewissen geistig sehr verwilderten und verwahrlosten christlichen Sekten, z. B. den Jakobiten, die Christen in Bezug auf Kultur vielsach den Muslimen überlegen sind. Besonders in den Ländern und Städten, in denen schon seit längerer Zeit euro-

päische Missionare wirken und Schulen blühen, ist dieser Unterschied augenfällig; nicht nur machen sich die verschiedenen christlichen Sekten in Bezug auf die Schulen in einer Weise Konkurrenz, die bloß der allgemeinen Bildung zu gute kommt, sondern selbst die Muslimen haben sich diesem wohlthätigen Einfluß nicht entziehen können. Übrigens ist auch von der Regierung für Schulunterricht einiges gethan worden. Auch in Handel und Gewerbe treten die Christen hervor, sie zeigen häufig mehr Unternehmungsgeist als ihre muslimischen Mitbürger; ob sie sich durch größere Ehrlichkeit vor ihnen auszeichnen, muß freilich dahingestellt bleiben. Man wird auch nicht verlangen können, daß die Christen, die zu Wohlstand gelangt sind, die geistigen und sittlichen Fähigkeiten haben, ihren Reichtum gut anzuwenden. Bei vielen Christen ist jedoch Genügsamkeit und Sparsamkeit ebenso zu finden, wie bei den Türken. Das gilt namentlich auch von den Armeniern; häufig verlassen sie zeitweilig ihr unfruchtbares Bergland, um sich in der asiatischen und europäischen Türkei einiges Geld zu erwerben. Selbst der armenische Lastträger, der um geringe Vergütung zu arbeiten gewohnt ist, kann übrigens in der Regel lesen und schreiben; des Abends sieht man ihn mit einer armenischen Zeitung beschäftigt. Überhaupt aber werden sich die orientalischen Christen schon bei der zunehmenden Berührung mit abendländischen Glaubensgenossen, der Katholik durch die Verbindung mit Rom, der Anhänger der orthodoxen griechischen Kirche durch die Verbindung mit Griechenland und Rußland, immer stärker des Zusammenhangs mit der europäischen Christenheit bewußt. Ebenso wissen die Protestanten, unter denen amerikanische, englische und deutsche Missionare wirken, viel besser Bescheid, wie es außerhalb der Türkei zugeht, als die Muslimen. Und doch sind diese die herrschende Klasse, die Träger des Staats. Es kann nicht ausbleiben, daß sie darum vielfach ihren Grimm gegen die aufstrebenden, ihnen wirtschaftlich so oft überlegnen Christen nur schlecht verhehlen können. Natürlich ist der Haß und Neid gegen die im Lande angefahrenen Europäer im Grunde ebenso stark; da diese jedoch aber durch ihre Konsuln beschützt werden, kann er sich gegen sie nicht Luft machen und ladet sich mehr auf die eingebornen Christen ab. Diese sind dagegen geneigt, wo es nur immer angeht, die Hilfe der europäischen Konsulate in Anspruch zu nehmen.

Es ist somit kein erfreuliches Bild, das die sozialen Verhältnisse der asiatischen Provinzen des türkischen Reichs zeigen: mit den gewöhnlichen Mitteln wird die Regierung kaum Meister über ihre Unterthanen. In einem lehrreichen französischen Werke über Algier (*Moeurs, coutumes et institutions des indigènes de l'Algérie par Le Lieutenant-Colonel Villot, 3 éd. Paris, 1888*) ist auch von der Türkenherrschaft in Algier die Rede; da wird geschildert, wie trefflich es die Türken verstanden haben, ihre Herrschaft auszuüben, ohne für die beherrschten Völker irgend etwas nützliches zu schaffen, dadurch, daß sie die Zwietracht der Eingebornen benutzten und bald diese, bald jene Partei

unterstützten, und dadurch, daß sie alle fähigern Eingebornen unterdrückten. Das war ungeschminktes Türkentum; eine ähnliche Politik ist im Grunde heute noch maßgebend. Wie geschickt haben die Türken lange Zeit in Syrien die Feindschaft zwischen den Drusen und den Maroniten benutzt! im Jahre 1860 sind sie selbst nicht davor zurückgeschreckt, den Drusen das Signal zur Ermordung der Christen in Damaskus zu geben, ja sich daran zu beteiligen. Daß infolge der damaligen Einmischung Frankreichs der Libanon einen christlichen Pascha erhielt, hat in Verbindung mit der Zerbröcklung der europäischen Türkei die Ansprüche der Christen gesteigert. Von vornherein für unberechtigt kann man ihre Ansprüche nicht erklären; jedenfalls bezeugen sie, daß es der Türkei trotz aller Versprechungen und teilweise vollzognen Reformen nicht gelungen ist, die christliche Bevölkerung, von einzelnen Personen abgesehen, an sich zu fetten. Noch immer kennt der Orientale kein Vaterland, sondern er hat bloß Anhänglichkeit an seine besondere Nationalität oder seine Religionsgenossenschaft. Daher wäre das Bestreben, eine nationale Partei zu schaffen, aussichtslos, besonders solange sich die Fürsorge für das wirtschaftliche Wohlergehen der Bevölkerung auf das Notwendigste beschränkt. Die spärlichen Eisenbahnen, die die Türkei bis heute aufweist, sind den Europäern zu verdanken; die wenigen Straßen, die in der Nähe der Küsten angelegt worden sind, beweisen für ein Reich von so großer Ausdehnung nicht viel. Unter den Augen europäischer Konsulate ist in größern Verkehrsmittelpunkten endlich einmal eine Spur von Sanitätspolizei zu verspüren. Die Verpachtung der Steuern hat aufgehört; aber mit der Steuererhebung sind immer noch Übelstände verknüpft, die den wirtschaftlichen Aufschwung hindern. Während die Sicherheit durch festere Polizeimaßregeln zugenommen hat, ist andererseits eine stramme Zensur eingeführt worden, die ohne absolut zuverlässige Beamte bloß lächerlich ist. Der Glaube, daß die Regierung einst den Bodenreichtum, überhaupt die natürlichen Hilfsquellen des Landes, deren alleinige Ausbeutung sie sich ängstlich vorzubehalten sucht, ohne fremde Hilfe zu heben imstande sein werde, ist nirgends stark. Daher rührt die Unzufriedenheit in allen Teilen des türkischen Reichs, es ist kein Wunder, daß sie sich in Schlägereien Luft macht. Gerade die vielfach bloß angebahnten, aber nicht mit Energie fortgesetzten und halb oder in falscher Weise ausgeführten Reformen regen die Bevölkerung auf und verschärfen nicht selten die vorhandenen Gegensätze. Ein moderner Staat könnte ja die Türkei erst werden, wenn sie dem Grundsatz, daß ihr Recht auf dem Islam aufgebaut sein müsse, völlig entsagte; damit würde sie aber die Muslinien tief verletzen. Längst ist z. B. die Zuziehung der Christen zum Militärdienst, sodas diese auch hierin dieselben Pflichten und Rechte wie ihre muslimischen Mitbürger hätten, beschlossene Sache und im Hatti Humajun von 1856 verbrieft. Die alte Anschauung aber, daß jeder von der Türkei geführte Krieg ein Dschihad, d. h. ein Glaubenskrieg gegen die Ungläubigen, insbesondere die

Christen sei, überwiegt immer noch und vereitelt die Konstriktion der Nichtmuslimen; die Christen müssen „Militärpflichtersaksteuer“ bezahlen. Daß übrigens gerade in militärischer Beziehung dank den zahlreichen europäischen Instruktoren und Generalen in der Türkei große Fortschritte gemacht worden sind, ist durchaus nicht in Abrede zu stellen; im allgemeinen ist Haltung wie Gefittung der türkischen Truppen bedeutend gebessert; einzelne Rückfälle in Barbarei kommen freilich, wie die neusten Ereignisse zeigten, noch immer vor.

Bekanntlich sind die türkischen Diplomaten, was geschicktes Ausweichen, Verschleppung unbequemer Fragen und Verhüllen der Thatsachen betrifft, den europäischen vielfach nicht bloß ebenbürtig, sondern sogar überlegen. Nach den Berichten unabhängiger Augenzeugen sowohl als aus innern Gründen können wir dem von den Türken vielfach ausgesprengten Gerücht, die Armenier hätten bei den jüngsten Ereignissen mit dem Angriff auf die Kurden und Türken begonnen, nicht recht Glauben schenken. Daß Kurden mit vollem Wissen der Türken schon mehr als einmal im tiefsten Frieden ohne Veranlassung auf die Christen losgelassen worden sind, mag hier nur wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden; man denke an die Greuelthaten Bedr Chans im Jahre 1843 (vergl. unter anderm G. P. Badger, *The Nestorians and their Rituals*. Bd. I. London, 1852, S. 268 ff.). Es ist geradezu undenkbar, daß die Armenier, wie nach Zeitungsberichten in dem Briefe des Sultans an die Kaiserin Viktoria gestanden hat, die Greuelthaten dadurch hervorgerufen hätten, daß sie im Gebete begriffne Muhammedaner durchgeprügelt hätten. Im ganzen sind die Armenier ein durchaus friedliches Volk, und wenn auch in gewissen Gegenden die Wildheit ihrer kurdischen Nachbarn auf sie übergegangen sein mag, so hüten sie sich wohl mit diesem als besonders grausam bekannten Gesindel anzubinden. Die Thätigkeit des armenischen Komitees, von dem soviel die Rede war, mag noch so verderblich gewesen sein, was Aufreizung und Beschaffung von Waffen betrifft, die Versprechungen der Engländer, die Ansprüche der Armenier unterstützen zu wollen — aus Gründen höherer Politik —, mögen Thatsache sein; dennoch wird es mir, wie ich die auf asiatischem Boden angefessenen Armenier kenne, schwer, daran zu glauben, daß sich diese hätten verführen lassen, den Streit zu beginnen und tapfer in ihr offenes Verderben zu rennen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß genügender Zündstoff in den innern sozialen Verhältnissen der Türkei liegt, um derartige Ausbrüche begreiflich erscheinen zu lassen, und zwar vor allem von muslimischer Seite. Den Anspruch der Armenier, vor dem rohen kurdischen Raubgesindel geschützt zu sein und ihm mit Waffen entgegentreten zu können, finde ich ebenso begreiflich, als daß sie, wenn sie angegriffen werden, sich zu wehren suchen. Sollen wir wirklich gegenüber barbarischen schuldlosen Abschlichtungen ganz gleichgiltig bleiben? Das geht doch noch weit über die Maßreglungen der Protestanten in Rußland hinaus! Und wenn auch diese Sympathien die Gewebe der europäischen Diplo-

matie durchbrechen, ist es doch angebracht, dem Gefühl Ausdruck zu geben, daß hinter der offiziellen Nichteinmischung, koste es, was es wolle, doch noch Leute vorhanden sind, die nicht bloß für alle möglichen guten Zwecke, für die man heutiges Tages in Anspruch genommen wird, den Tierschutz einbegreifen, einigen Sinn und einiges Gefühl bewahrt haben, sondern die derartige Greuel vom allgemein menschlichen und sittlichen Standpunkt zu betrachten geneigt sind, trotz dem Verdikt der Tagespresse.

Bei einer Erörterung der religiösen Fragen ist es nötig, etwas weiter auszuholen. Es kann nämlich geradezu die Frage aufgeworfen werden, ob der Islam mit den Grundgesetzen eines modernen Staates — dazu will man ja die Türken bringen oder giebt sie schon dafür aus — überhaupt vereinbar sei; wenn das nicht der Fall ist, so entsteht die weitere Frage, ob der Islam fähig ist, eine Weiterbildung über sich ergehen zu lassen. Zunächst gilt es, die Lage zu beleuchten, in der sich der Islam gegenwärtig befindet. Da ist zu betonen, daß das Mißgeschick aller Art, die Zerbröcklung des türkischen Staates, der Umstand, daß der Orient gegenüber Europa und Amerika wirtschaftlich in der Entwicklung zurückbleibt, bei den Muslimen größtenteils nicht etwa den Gedanken wachgerufen hat, es möchte bei ihnen das und jenes faul sein, sondern häufig nur ihre Verblendung vermehrt hat: diese Giauren verstehen alles, sie sind uns in der That auf dieser Welt überlegen, dafür aber werden sie einmal alle in der Hölle braten, während es uns im Paradiese wohl ergehen wird. Die Muslimen fühlen sich den Christen gegenüber heute wieder mehr und mehr als Einheit; die Kraft des Panislamismus und die Propaganda, die der Islam entwickelt, hat erst vor einigen Jahren ein ausgezeichneten Arabist, der Holländer Snouck-Hurgronje, der sich ein Jahr in Mekka aufgehalten hat, anschaulich geschildert (Mekka. II. Aus dem heutigen Leben. Haag, 1889). Es ist kein Geheimnis, wie unaufhaltsam der Islam in Afrika Boden gewinnt, überall sucht er sich nicht nur zu behaupten, sondern vorzudringen, auch in Indien steht er in hohem Ansehen. Wo er einmal Fuß gefaßt hat, ist er bekanntlich nicht auszurotten: die christliche Mission ist ihm gegenüber völlig machtlos. Das rührt hauptsächlich daher, daß der Muslim gelehrt wird, das Christentum — zunächst handelte es sich allerdings nur um die christliche Religion des siebenten Jahrhunderts — als Idolatrie, im Gegensatz zum Monotheismus befindlich, kurz als eine Vorstufe zu seiner Religion zu betrachten. Die orientalischen Kirchen aber, mit denen der Muslim des vordern Orients in Berührung kommt, sind wenigstens teilweise oder bis vor kurzem auf dem Standpunkte jener Zeit stehen geblieben. Eine Vergeistigung der Religion, wie sie das Christentum in Europa besonders durch die Reformation erfahren hat, kann der Muslim schon deswegen nicht annehmen, weil er unsre Religion bloß von der dogmatischen, nicht von der ethischen Seite zu betrachten gelehrt wird.

Wie sich ein mehr oder weniger gebildeter Muslim heutzutage dem Christentum und der europäischen Kultur gegenüberstellt, zeigen am besten zwei Bücher aus der jüngsten Zeit. Im Jahre 1893 erschien wieder einmal eines jener zahllosen Touristenbücher, in denen die Zustände des Orients, diesmal Ägyptens, in Bezug auf Wissenschaft, Kultur und Religion vom Standpunkt eines Mannes, der für fremde Anschauungen nicht den geringsten Sinn hat, sehr hart beurteilt werden; ich meine das Buch des Duc d'Harcourt, *L'Égypte et les Égyptiens*. Eine Inhaltsangabe des Werkes bitte ich mir zu erlassen. Viel interessanter und für meine Zwecke von Bedeutung ist die Gegenschrift eines ägyptischen Muslim, betitelt: *Les Égyptiens, réponse à M. le Duc d'Harcourt par Kassem-Amin, conseiller à la cour d'Appel du Caire. Le Caire, 1894*. Auch diese Schrift ist kein Meisterstück; aber sie ist von Bedeutung, weil sie zeigt, wie ein gebildeter Muslim die europäischen Zustände betrachtet. Kassem Bei, der in Montpellier studirt hat, verallgemeinert allerdings, da er ganz Europa nach seiner Kenntnis französischen Wesens beurteilt, noch viel stärker als sein Gegner, dem er solch falsches Verallgemeinern vorwirft. Es zeigt sich bei ihm, wie unmöglich es für einen Orientalen ist, sich in eine ihm fremde Kultur einzuarbeiten; die ist ihm wesentlich etwas rein äußerliches. Wie ganz andre Erfahrungen machen wir in dieser Beziehung gerade mit Armeniern, die sich an unsern Universitäten einfänden! Die scheuen in der Regel vor keiner Geistesarbeit zurück.

Auch bei Kassems Buch übergehe ich die ersten Kapitel, in denen der Verfasser mit seinem Gegner leichtes Spiel hat. Mit Recht kann Kassem darauf hinweisen, daß die muslimische Gesellschaft vorläufig den Sozialismus nicht zu fürchten hat. In stärkern Gegensatz zu unsern Anschauungen gerät Kassem erst vom sechsten bis zum neunten Kapitel, wo er die Frauenfrage behandelt. Da wirkt es geradezu erheiternd, wenn er die Polygamie, die übrigens aus wirtschaftlichen — nicht aus sittlichen — Gründen im Orient selten ist, wieder mit dem alten Schlagwort verteidigt, sie sei immer noch besser, als daß die meisten Europäer neben ihrer Frau noch eine Mätresse hielten! Den freien Umgang der beiden Geschlechter in unsrer Gesellschaft, besonders auf Bällen und dergleichen, kann er bloß unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß der eine Europäer dem andern seine Frau zum Flirtage, woraus häufig Verführung und Ehebruch folge, überlasse! Ich will auf die Einzelheiten, die beweisen, daß der Verfasser von der Mehrzahl der Ehen in Europa keine Ahnung hat, sowie auf seine Lobpreisungen der muslimischen ehelichen Verhältnisse nicht weiter eingehen. Es stimmt mit seinem Standpunkt überein, daß Kassem auch das Eheleben Muhammeds als durchaus normal betrachtet und die vielen vom Propheten eingegangnen Ehen durch die Politik entschuldigt. *Peut-on se figurer sérieusement, heißt es dann weiter, qu'un homme qui s'est donné la tâche de réformer la religion, les mœurs, les lois du monde entier, et*

qui a réalisé cette gigantesque entreprise, ait le temps de mener la vie d'un petit crevé Parisien? . . . Certes, Mohamed a dit „qu'il aime les femmes,“ mais on aurait tort d'induire qu'il les aime pour leur corps. Il les aime comme il aime la prière, puisqu'il a confondu les deux dans un même amour. — Sipienti sat. Im geraden Gegensatz dazu hebt N. Müller in seinem Werke „Der Islam im Morgen- und Abendland“ (Bd. I, Berlin, 1885) treffend hervor, wie Muhammed die Gelüste seines Herzens mit den Bestimmungen Allahs „verwechelte,“ und was für traurige Folgen dies für den ganzen Orient gehabt hat. Selbst der Anfang, der in Ägypten mit der Frauenbildung gemacht ist — nach der Statistik erhalten neben 155186 Schülern 2837 Schülerinnen Unterricht —, wird auf die allgemeine Anschauung, daß das Weib eine Ware, ein Ding ist, noch lange Zeit keinen Einfluß üben.

Diese Proben sollen nur den Beweis liefern, wie befangen selbst ein in Europa gebildeter Muslim heute noch sein und wie trefflich er es verstehen kann, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Die letzten Kapitel des Buches führen uns nun wieder zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück, da sie wesentlich eine Verteidigung des Islams als Religion enthalten. Verteidiger will übrigens Kassam nicht sein; nach ihm ist der Islam überhaupt die natürliche Religion, die beste Gabe, unter die sich die gesamte Menschheit scharen könnte, kurz die Religion der Zukunft. In dieser Beziehung giebt er auch nur der allgemeinen natürlichen Ansicht seiner Glaubensgenossen Ausdruck. Dem Anspruch, allgemeine Weltreligion zu werden, entsagt der heutige Islam weniger als je; neu und verblüffend sind nur die von ihm vorgebrachten Gründe. Gleichwohl verlohnte es sich wohl kaum der Mühe, sich weiter damit zu beschäftigen, wenn nicht in einer viel gelesenen Zeitschrift (Berliner Rundschau vom 10. Juli 1895) ein hervorragender Reisender, G. Schweinfurth, unter dem Titel „Die Wiedergeburt Ägyptens im Lichte eines aufgeklärten Islam“ Kassams Arbeit einem größern Leserkreise gegenüber mehr als nötig herausgestrichen hätte. Er sagt geradezu: „Die Thatsache, daß ein mohammedanischer Ägypter in stande war, in so vorurteilsfreier, so warmfühlender Weise und zugleich so philosophisch klar, wie es Kassam-Emin gethan, seine Ansichten niederzuschreiben, ist ein Ereignis von mehr als litterarischer Bedeutung und zugleich der beste Beweis für die Richtigkeit (sic) der in dem Buche verfochtenen Ansichten.“

Schweinfurth hat völlig Recht, wenn er betont, daß der Europäer die Tugenden, z. B. die Ehrenhaftigkeit, die Mäßigkeit, die Gastfreundlichkeit der Muslimen im Orient oft genug erprobt und schätzen lernt, auch im Grunde von Fanatismus nicht zu leiden hat. Mir ist es aber immer so vorgekommen, als sei im allgemeinen der Charakter diesen Orientalen angeboren und von der Religion unabhängig. Der Grundzug von dem, was der Araber muruwa und hilm, d. h. virtus, Charakter in eminentem Sinne nennt, ist namentlich auch bei den Muslimen nicht zu verkennen, die mit sogenannter Kultur, oder besser

Halbkultur, also auch mit den Regierungskreisen in wenig oder gar keine Berührung kommen, ja vielleicht bei ihnen noch stärker entwickelt, als bei den zivilisierten Orientalen. In dieser Beziehung verdienen namentlich die Zentralaraber hervorgehoben zu werden. Auch die Lernfähigkeit der Beduinen, mit denen übrigens die Bauernbevölkerung Zentralarabiens die größte Ähnlichkeit zeigt, wird von dem besten Kenner jener Gegenden, dem kühnen Reisenden Doughty (*Travels in Arabia Deserta*, Cambridge, 1888) oft genug gerühmt; freilich ist ihm auch wilder Fanatismus nicht selten entgegengetreten, sodaß er in die Worte ausbricht: They can be banded only by the (new) passion of religion and their robber-like greediness of the spoil. Mit der Religion läßt sich eben auch ein Geschäft machen; das zeigt vor allem auch die Nachbildung des Islam, die wir unter dem Namen Mahdismus kennen und deren weltliche Antriebe uns neuerdings Slatin Pascha (Feuer und Schwert im Sudan, 1896) so deutlich vor Augen gestellt hat.

Wenn ich dies alles in Betracht ziehe, so fällt es mir in der That sehr schwer, Rassems Urteil beizupflichten, wenn er z. B. behauptet, die muslimische Religion habe die reinste Moral, die man je gekannt habe. Je öfter ich den Koran gelesen habe, um so fadenscheiniger ist mir immer die sogenannte Pflichtenlehre erschienen, besonders wenn man die stark in den Vordergrund tretenden rituellen Pflichten abzieht. Wenn Rassem vollends von Muhammed rühmt: *Toute la vie de Mohamed est remplie de beaux exemples*, so macht ja diese im Verlaufe der Entwicklung des Islams fortschreitende Tendenz, aus dem Propheten den höchsten Heroen zu machen, der Idealisationsfähigkeit der Muslime alle Ehre; aber bekanntlich beruht dieser Zug nur auf dem Vorbilde anderer Religionen, und es ist stark zu bezweifeln, daß diese Vergötterung — der Sache nach kann man es wohl so nennen — im Sinne des Religionsstifters selbst gelegen habe. Ich selbst denke freilich viel zu konservativ, als daß ich dem Islam zumutete, durch Preisgeben seiner Glaubensideale sich seiner eignen Stützen zu berauben. Aber ich protestire gegen die Zumutung, zu glauben, daß das, was uns Rassem bietet, ein „aufgeklärter Islam“ sei.

Nach Rassem ist der Islam schon so, wie er ist, imstande, die geistigen Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Ganz besonders bemüht sich der Verfasser, d'Harcourts Urteilen gegenüber zu beweisen, daß der Islam niemals der Entwicklung der Wissenschaft im Wege gestanden habe. Er beruft sich dabei auf Stellen des Koran und Aussprüche des Propheten. Mit welcher eigentümlichen Logik Rassem dabei verfährt, kann man z. B. daraus ersehen, daß in dem Koranverse 6, 97: „Und Gott ist der, der für euch die Sternbilder hingestellt hat, damit ihr euch durch sie in den Finsternissen zu Land und zu Wasser leiten laßt,“ die Astronomie empfohlen sein soll. Es ist hier nicht am Platze, zu untersuchen, was Muhammed unser seinem „Wissen“ eigentlich verstanden hat; galt ihm doch vor allem auch die Religion als

„Wissen“; daß er von „Wissenschaft“ keine Ahnung hatte und haben konnte, kann nur ein Muslim leugnen. Aber auch die wissenschaftliche Thätigkeit der Araber überschätzt Rassem; den Satz *Ex oriente lux* in weitem Umfange auf alle Araber anzuwenden, kann bei dem heutigen Stande unsrer Kenntnisse nur jemand wagen, der von den Leistungen der verschiedensten Völker, vor allem auch des Altertums, keine Ahnung hat. Ich mache es Rassem nicht zum Vorwurf, daß er die eigentümliche Rolle, die die Araber in dem Ganzen der wissenschaftlichen Entwicklung gespielt haben, nicht begreift. Zu vermessen ist aber, daß man bei ihm nichts von den freidenkerischen Richtungen unter den Arabern hört; wenn diese gesiegt hätten, so wäre der Islam allerdings in Gefahr gekommen, Schiffbruch zu leiden. Aber seit dem endgiltigen Sieg der muslimischen Orthodoxy im zehnten Jahrhundert, der übrigens nicht ohne Kampf erfolgte, ist der Islam in der That verknöchert. Darin, daß seit einem Jahrtausend keine Veranlassung mehr vorgelegen hat, keizerische Meinungen zu verfolgen, liegt bloß ein Beweis, daß das Denken der Orientalen sich seither größtenteils in den hergebrachten, ausgefahrenen Gleisen bewegt und sich von den engen Fesseln der muslimischen Religion nicht zu befreien vermocht hat.

Der Islam kennt keinen eigentlichen geistlichen Stand. Ist das ein Mangel oder ein Vorzug? Triumphierend ruft Rassem aus: *Cela fait que nous n'avons pas de question religieuse qui nous gêne dans notre marche. Nous n'avons pas à crier: le clergé, voilà l'ennemi! puis qu'il n'existe pas.* Von der Thätigkeit eines christlichen Geistlichen hat er weder im protestantischen noch im katholischen Sinne eine Ahnung; er kann nur über die Charlatane spotten, die den Gläubigen Lourdes anpreisen. Der Islam braucht in der That keine „Seelsorge“; er ist ja so einfach; er wendet sich immer an die Vernunft des Menschen; ja es soll ein Ausspruch Muhammeds vorhanden sein: die Religion ist die Vernunft. Aber diese Phrase von der natürlichen Religion zeigt schlagend, daß sich der Verfasser noch immer in Gedankenkreisen bewegt, die bei uns infolge der Vertiefung religionsgeschichtlicher Forschungen nun wohl endgiltig aufgegeben sind. Der Gegensatz von Glauben und Wissen wird so auf die einfachste Weise aus der Welt geschafft. Da ferner der Rationalismus den Grundzug der Religion des Islam bildet, so ist es klar, daß der Gebildete wie der Ungebildete ihr in gleicher Treue anhängt, daß sie vermöge ihrer Einfachheit so weite Verbreitung gefunden hat und noch immer findet. Der Islam verlangt ja nur Anerkennung der Einheit Gottes und seines Gesandten, sodann die Erfüllung der Pflichten: das Gebet fünfmal am Tage zu verrichten, das Fasten im Ramadan zu halten, den vierzigsten Teil der Habe als Armenabgabe (!) zu geben und wenn irgend möglich nach Mekka zu wallfahren. *C'est là toute notre religion*, sagt Rassem mit Stolz. In der That ist diese „Religion der Zukunft“ höchst einfach und verführerisch. Auch

der gelehrte Verfasser des Artikels der Rundschau scheint davon entzückt zu sein, er sieht „in dem rituellen Drill der Massen einen hervorragenden Kulturhebel und bewundert auch bei dieser anscheinend geringfügigen Veranlassung den weitausblickenden Geist des Religionsstifters.“

Es wäre aber durchaus verkehrt, den Islam darnach zu beurteilen. Wenn diese Religion nur daraus bestünde, wovon Rassem spricht, so hätte jener andre deutsche Reisende Recht, der den Franzosen einst den Rat gab, den Islam mit Stumpf und Stiel auszurotten, wenn sie in Algier Ruhe bekommen wollten. Wer den Orient genauer kennt, wird nicht bei der Bewunderung des Rituals stehen bleiben, sondern anerkennen, daß der reine Monotheismus des Islam die schönsten Früchte wahrer Frömmigkeit und Gottergebenheit — das letztere bedeutet ja Islam — gezeitigt hat und noch zeitigt. In dieser Richtung der Verinnerlichung, ich möchte sagen Entrationalisierung, liegt die einzig mögliche Zukunft für diese „einfache“ Religion, nicht auf dem Wege leichterer Aufklärung. Die halte ich geradezu für ein Unglück. Durch einen solchen Ausbau würde auch der im Islam doch mehr oder weniger stark betonte Fatalismus beseitigt werden, ferner auch dem Hochmut entgegengearbeitet werden, der heute — man mag sagen, was man will — das Kennzeichen des Muslimen ist; wer die oben genannten Pflichten erfüllt, steht ja nach der landläufigen Ansicht weit über jedem Andersgläubigen.

Von der Notwendigkeit einer derartigen Entwicklung findet sich bei Rassem keine Andeutung, er ist durchaus ein Kind des vorigen Jahrhunderts: er erwartet alles Heil von der Schulbildung und dem Ausbau des Wissens. Andererseits ist er wieder gläubiger Muslim und zweifelt nicht daran, es mit seinen Volksgenossen bleiben zu können. Glücklicherweise hat er keinen Schimmer von Verständnis für religiöse Aufgaben, für Kultur- und Religionsgeschichte. Der Koran ist für ihn das abschließende letzte Wort Gottes; daß die Frage, wie es mit dem Inspirationsbegriff eigentlich steht, einmal im Verlaufe der Zeit von der Wissenschaft aufgeworfen werden könnte, kommt ihm nicht in den Sinn. Er hängt noch an demselben sinnlichen Inspirationsbegriff, den Muhammed selbst zur Grundlage seiner Religion machte. Diese Inspirationslehre, die jede Auscheidung des zeitlich Bedingten im Koran verhindert, ist ein schwerer Hemmschuh für die Entwicklung einer unabhängigen Wissenschaft gewesen; man denke nur an eine ernsthaftere Geschichtsforschung. Es ist schwer, zu denken, daß der Islam, sobald an dem Glauben seiner unbedingten Autorität gerüttelt wird, noch Bestand haben kann; denn wenn die Anhänger Muhammeds erst sollten einsehen lernen, wie sehr ihr Prophet im Grunde von irdischen Gewährsmännern abhängig war und wie schwer bei ihm die Grenze zu ziehen ist zwischen Selbstbetrug und wissenschaftlicher Täuschung anderer Leute, fällt der Islam dahin. Das Schlimmste ist, daß Muhammed aus Politik vielfach sogar dem arabischen Heidentum Zugeständnisse machte, um die Bekehrung

der Meffaner zu erzielen, sodaß sein vielgepriesener Monotheismus stark mit Fetischismus versezt wurde. Muhammed war neben dem Politiker ein sehr mittelmäßiger Religionsstifter. In dieser Beziehung stand er, von anderm zu schweigen, tief unter den großen israelitischen Propheten, wie Amos, Hosea, Sesaia. Die geschichtlichen Ansichten, denen ein Religionsstifter hulldigt, können ja durchaus irrig sein, und doch kann sein Werk Nutzen stiften; es ist auch für die große muhammedanische Welt weder möglich noch wünschenswert, daß sie zu geschichtlicher Erkenntnis, zu einer klaren Anschauung über die Entstehung ihrer Religion gelange. Ich werde aber Kassem niemals zugeben, was er behauptet: *L'œuvre que Mohamed a accomplie, au double point de vue religieuse et politique, dépasse en grandeur, en difficultés, en résultats, tout ce que l'esprit humain a produit dans le passé et le présent.*

Aus allen diesen Gründen stelle ich in Abrede, daß der Islam einer Aufklärung in dem guten Sinne unsrer Reformation fähig sei. Jedenfalls ist die muhammedanische Welt noch lange nicht reif dazu, eine solche Aufklärung zu ertragen. Die Bewegungen, die im Verlaufe von etwas mehr als hundert Jahren im Islam hervorgetreten sind, weisen nach einer ganz andern Weiterbildung hin; sie waren großenteils reaktionär und hatten eine politische Spitze. Auch Kassem ist im Grunde, ohne es zu merken, reaktionär, trotzdem daß er die Bildung und die durch sie erreichten wie die zu hoffenden Vorteile preist: eine ernsthaftere Bevormundung der islamischen Welt lehnt er ab, da er weder die Fähigkeit noch den Willen hat, sich ein Verständnis für europäische Geistesarbeit, sagen wir auch für das Christentum, zu erringen.

Ich habe mich nur deshalb so eingehend mit seinen Ansichten beschäftigt, weil wir ihn als Typus eines modernen Muslims betrachten dürfen. Auf religiösem Gebiet ist heute der Gegensatz des Islams gegen die christliche Welt stärker als je. Aber auch auf politischem Gebiete zeigt sich der Ausfluß solcher Denkweise; in den armenischen Wirren sehen wir nur ein weiteres Anzeichen davon. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen kommt jedes Stützen der ottomanischen Herrschaft dem Islam zu gute, den die Türkei unverhüllt auf ihre Fahnen schreibt. Nur durch wirkliches Zusammenhalten könnten die sogenannten christlichen Mächte die Türkei dazu zwingen, tatsächlich ihre innern Verhältnisse so zu ordnen, daß solche Greuel nicht wieder vorkämen. Den Diplomaten kann es freilich gleichgiltig sein, ob irgendwo in der Ferne so und so viel wehrlose Menschen hingeschlachtet oder dem Hungertode preisgegeben werden; der Diplomat hat bloß zu verhindern, daß daraus größere Verwicklungen zwischen den europäischen Mächten entstehen. Ob sich aber nicht dieser Grundsatz der Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten der Türkei doch noch einmal rächen wird, und ob es nicht angebracht wäre, der berechtigten Unzufriedenheit der christlichen Untertanen nicht aus humanen — die kann man nicht verlangen —, sondern aus politischen Gründen Rechnung

zu tragen, wird die Zukunft lehren; vorläufig können sich die Türken ins Häufstchen lachen.

Der Zweck des Vorstehenden ist erfüllt, wenn hin und wieder einem Leser die Folgen der heutigen Politik, vor allem die enge Verbindung der sozialen und der religiösen Frage in der Türkei in eine von dem gewöhnlichen Urteil der Tagespresse etwas abweichende Beleuchtung gerückt worden ist.



Daniel Chodowiecki



eiten einer raschen Aufklärung, deren Denken namentlich durch die Naturwissenschaften angeregt zu werden pflegt, bedeuten für die Kunst gewöhnlich Zeiten eines überwiegenden Realismus, wo nicht eines mehr oder weniger fröhlichen oder groben Naturalismus. Ein Naturalismus der deutschen Malerei läuft z. B. im fünfzehnten Jahrhundert neben dem ersten eindringenden naturwissenschaftlichen Denken her, das wir überhaupt erlebt haben, in unserm Jahrhundert siegte der Realismus in der Kunst über die Romantik gleichzeitig mit dem Empordringen der Naturwissenschaften über die romantische Philosophie, und auch die Aufklärungszeit des achtzehnten Jahrhunderts hat ihren Realisten, ja bescheidnen Naturalisten gehabt: Daniel Chodowiecki. So konventionell uns die Gestalten und Szenen seiner schlichten kleinen Bilder zur Minna, zum Werther unwillkürlich anmuten, in ihrer Zeit stellten sie doch einen großen Fortschritt zu freierer Komposition, zu unmittelbarer Wiedergabe der Natur dar gegenüber den Rokokopüppchen und -grüppchen, wie sie in seiner Jugendmode waren, und wie er sie selbst als junger Handwerker in Menge gemalt hat, und gegenüber den unwahren weichlichen klassizistischen Idealgestalten vieler seiner Zeitgenossen. Nachdem ihm einmal die Schuppen von den Augen gefallen waren, zeichnete er unablässig nach der Natur. Akte zwar zu zeichnen — er begann damit, als er bereits über dreißig Jahre alt war und schon seit zehn Jahren als ein guter Maler galt — ist ihm nur wenige Jahre möglich gewesen.*) Dafür suchte er sich zu entschädigen und zugleich seine Fertigkeit zu ergänzen dadurch, daß er sich daran machte, was ihm die Natur so bot,

*) Das erzählt er selbst und fügt hinzu: „Und das wäre nicht genug? wird ein schon ausgelernter Künstler fragen. — Nein, lieber Mann! Wenn du dein ganzes Leben lang nach dem Leben zeichnest, so mußt du am Ende desselben fühlen, daß dir noch vieles zu lernen übrig blieb, und du nicht zuviel gezeichnet hast.“